

dtv

ULRICH WOELK

NACHT
OHNE
ENGEL

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Originalausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München 2017
Gesetzt aus der Janson 10,5/14,5' und der Akzidenz Grotesk BQ
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: CPI books GmbH
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28111-9

Nacht ohne Engel

EINS

EIGENTLICH WÜRDEN VINCENT bei einer Fahrt vom südlichen Stadtrand in die Innenstadt mehr verdienen, aber er mag das alte Tegeler Terminal mit seiner Siebzigerjahre-Architektur und den Schleiern aus verwaschenem Grau auf dem Beton. Das Aufheulen der Triebwerke einer startenden Maschine dringt gedämpft ins Wageninnere, als er an den nummerierten Eingängen zu den Gates vorbeifährt. Ursprünglich sollte der Flugbetrieb hier schon eingestellt sein, aber die Fertigstellung des neuen Berliner Flughafens in Schönefeld zieht sich aufgrund von Problemen, von denen es immer wieder heißt, man habe sie im Griff, seit Jahren hin. Offenbar ist es doch nicht so leicht, das Alte so mir nichts, dir nichts durch etwas Neues zu ersetzen. Zugegebenermaßen, auch wenn ihn das manchmal nachdenklich stimmt, weil er befürchtet, es könnte mit seinem eigenen Alter zusammenhängen – er wird in ein paar Monaten fünfzig –, freut ihn das in diesem Fall.

Vincent lässt den Wagen am Taxistand an den Bordstein rollen und schaltet den Motor ab. Es ist acht Uhr morgens, seine übliche Zeit. Die Zahl der Reisenden, die aus dem Hauptgebäude kommen, schwankt im Rhythmus der

landenden Maschinen. Als er einen Blick auf den nächstgelegenen Ausgang wirft, verlässt dort eine Frau das Gebäude. Ihre Augen brauchen ein paar Momente, um sich an die Helligkeit im Freien zu gewöhnen. In der kühlen und klaren Märzluft sind alle Farben sehr satt. Die Frau muss sich kurz orientieren, dann überquert sie die Straße und geht auf den Stand mit den wartenden Taxis zu. Dort verteilen sich die Ankommenden auf die Wagen, oder sie gehen weiter zu den privaten Parkplätzen im Zentrum des Terminals.

Mit den Jahren entwickelt man ein Gespür dafür, ob jemand ein Fahrgast ist oder nicht, und schließlich weiß Vincent, dass die Frau, die auf seinen Wagen zukommt, bei ihm einsteigen wird, da die Reihe nun an ihm ist. Er öffnet die Tür und steigt aus, um den Kofferraum zu öffnen. Die Sonne schwebt knapp über dem Beton des Hauptgebäudes. Ihre Strahlen hinterlassen auf der Haut, der Stirn und den Händen den Eindruck einer ersten leichten Wärme, eine Spur von Frühling.

Die Frau ist schlank und trägt eine sandfarbene, sehr gut geschnittene Wolljacke mit großem Kragen und großen marmorierten Knöpfen. Sie ist beruflich in Berlin, das weiß Vincent sofort. Sie zieht einen kleinen Trolley hinter sich her, und neben ihrer Handtasche hängt eine schmale schwarze Tasche im Format eines Netbooks von ihrer Schulter. Als sie ein paar Meter entfernt ist, nickt sie ihm zu.

Er erwidert den Gruß und nimmt ihren Koffer entgegen. Aus der Nähe sieht er noch einmal deutlich, dass sie stilvoller gekleidet ist – eine Geschäftsreisende. Ihr dunkelblauer, gerade geschnittener Rock reicht über die Knie bis

zum Schaft ihrer Stiefel. Der Trolley ist leicht, Gepäck für eine Nacht, schätzt Vincent. Er hebt den Koffer in den Wagen und schließt die Heckklappe. Die Frau ist schon eingestiegen, hinten rechts, wie nahezu alle einzelnen Fahrgäste.

Vincent zieht die Wagentür zu und sieht in den Rückspiegel. Die Frau nennt ihm die Adresse, ein gehobenes Hotel in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße. Das ist eine passable Fahrt. Wie alle Taxifahrer hat Vincent es nach einer Stunde Wartezeit schon erlebt, dass Kunden nicht weiter als zwei oder drei Kilometer gefahren werden wollen. Eine Fahrt wegen zu geringer Länge abzulehnen widerspricht den Statuten der Taxiinnung, und auch wenn es manchmal ärgerlich ist, hat er sich bisher immer daran gehalten.

Er reiht sich in den Verkehr auf dem Innenring ein. Dabei fällt sein Blick im Rückspiegel noch einmal auf das Gesicht der Frau. Er betrachtet sie etwas länger als üblich. Sie ist in Gedanken, sie bekommt nicht mit, dass er sie ansieht. Er schätzt ihr Alter auf Mitte vierzig, ein wenig jünger als er, wenn auch unerheblich. Ihr Lippenstift ist dezent, fast die natürliche Lippenfarbe. Sie ist leicht geschminkt, sie bewegt sich nicht, und für einen Moment wirkt sie im Rückspiegel wie eine Werbefotografie für ein edles kosmetisches Produkt.

Sie sieht aus dem Seitenfenster. Die Dinge ziehen an ihr vorüber, ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Vincent hat Erfahrung darin einzuschätzen, ob seine Fahrgäste in der Stimmung für eine Unterhaltung sind oder eher den Wunsch haben, in Ruhe gelassen zu werden. Die Frau in seinem Wagen ist mit ihren Gedanken bei dem, was vor ihr liegt, was

auch immer das sein mag: eine Konferenz, ein Meeting, eine Präsentation. Ihre Augenbrauen sind etwas dunkler als ihre Haare, die, das nimmt er an, gefärbt oder zumindest getönt sind. Ihre Augenfarbe kann er von der Seite nicht erkennen, aber auf einmal denkt er, dass sie braun sind, ein mittleres Braun, das Braun von Laub – und dann wird ihm etwas bewusst: Er glaubt, diese Frau zu kennen.

Er weiß nicht, woher dieser Eindruck stammt. Tag für Tag sitzen Menschen in seinem Wagen, die er nicht kennt. Manche Fahrgäste sehen einem Freund oder Bekannten ähnlich, es gibt verblüffende Übereinstimmungen sowohl im Aussehen als auch im Verhalten bis hin zu einzelnen Gesten. Aber ebenso gibt es immer auch Unterschiede, Individuelles, das den Einzelnen von allen anderen unterscheidet.

Das Gefühl, einen Fahrgast zu kennen, ihm in irgendeinem Zusammenhang schon einmal begegnet zu sein, wie er es jetzt hat, ist neu und ungewohnt. Er weiß nicht, ob er diesem Eindruck, den er nicht recht einschätzen kann, nachgehen soll. Dazu müsste er die Frau genauer ansehen, sich zum Beispiel an einer Ampel zu ihr umdrehen, was man üblicherweise nicht tut. Oder vielleicht wäre es bei einer Unterhaltung möglich herauszufinden, ob sie sich tatsächlich schon einmal begegnet sind oder ob sie ihn nur an jemanden erinnert und an wen.

Er steuert den Wagen vom Flughafengelände auf die Brücke hinter dem Rollbahntunnel, biegt an der folgenden Ampel links ab und fährt an der schnurgeraden ruhigen Wasserstraße des Spandauer Kanals entlang. Die Wasseroberfläche war vor etwas mehr als einem Monat noch gefroren und be-

deckt mit silbergrauen Eisschollen, deren Bruchkanten sich wie Schuppen übereinanderschoben.

»Vor zwei Tagen ist noch Schnee gefallen«, sagt er.

»Ach ja?«

Sie wendet ihm das Gesicht zu, sodass er sie im Rückspiegel aus einer neuen Perspektive sieht. Ihre Augenfarbe ist wirklich so, wie er sie sich vorgestellt hat, ein mittleres warmes Braun. Das Gefühl, ihr schon einmal begegnet zu sein, intensiviert sich, aber er weiß immer noch nicht, wo und in welchem Zusammenhang das gewesen sein könnte.

»Das ist hier um diese Jahreszeit oft so. Es ist Winter, und dann, über Nacht, wird es warm.«

»Bei uns war der Winter nicht sehr lang«, sagt sie.

»Woher kommen Sie?«

»Aus München.«

Er glaubt nicht, dass er sie daher kennt. Er ist zu selten dort gewesen, drei- oder viermal vielleicht. Eigentlich kennt er nur Berlin. Und die Freunde, die er in München besucht hat, passen nicht zu der Frau in seinem Wagen. Doch das könnte täuschen, wer passt heute schon zu wem?

Den wenigen Worten nach, die sie bisher gewechselt haben, spricht sie Hochdeutsch ohne Einfärbung durch einen Dialekt. *Bei uns war der Winter nicht sehr lang* ... Er fragt sich, ob er ihre Stimme schon einmal gehört hat. Im Gegensatz zum Aussehen, verändern sich Stimmen im Laufe von Jahren nur wenig. Es kann sein, dass er ihre Stimme kennt, aber er ist sich nicht sicher. Das Wort Winter irritiert ihn oder löst irgendetwas in ihm aus, das er aber noch nicht greifen kann.

Am Ende des Saatwinkler Damms hat sich vor der Brücke über die Autobahn eine Schlange gebildet. Das ist um diese Zeit immer so. Die Sonne scheint von vorne in den Wagen. Sie steht so niedrig über dem glänzenden Horizont aus Autodächern, dass er die Frontblende herunterklappen muss. Nach dem Winter ist die Märzhelligkeit jedes Mal eine Überraschung.

»München kenne ich nicht«, sagt er.

»Mir ist wichtig, dass Sie Berlin kennen«, sagt sie.

Aber sie lächelt dabei.

»Berlin ist zu groß, um jeden Winkel zu kennen.«

»Sie denken, in München geht das?«

»Leben Sie dort?«, fragt er.

»Haben Sie Angst, etwas Falsches zu sagen?«

»Könnte ja sein.«

»Ich käme damit klar.«

»Sind Sie häufig hier?«

»Ab und an. Eher selten.«

»Die Stadt verändert sich schnell«, sagt er.

Sie nickt und schweigt dann. Ihm fällt nichts ein, was er hinzufügen könnte. Er will sich nicht aufdrängen, das tut er nie. Er langweilt sich nicht beim Fahren, irgendetwas geht ihm immer durch den Kopf. Manchmal reicht es ihm, beim Warten nach rechts oder links zu sehen. Dann fällt ihm eine ungewöhnlich dicke schwarze Brille in einem zu kleinen hellen Gesicht auf oder eine auf dem Steuerrad liegende Hand mit qualmender Zigarette und einer verblüffenden Last von goldenen Ringen oder ein stummes Figürchen, das als Glücksbringer oder Talisman am Rückspiegel baumelt.

Bei manchen katholischen Taxifahrern sind ihm kleine silberne Plaketten als Spiegel- oder Schlüsselanhänger aufgefallen. Darauf abgebildet war ein alter, zumeist gebeugter Mann, der einen lockigen Knaben auf den Schultern trug. Der Mann, Christophorus, ist für Katholiken, so hat er sich erklären lassen, ein Heiliger – der Schutzheilige der Reisenden. Er hat es sich angehört, aber er glaubt nicht an Heilige oder Schutzengel. Er ist nicht katholisch. Er hat einmal einen Unfall gehabt, doch das war vor seiner Zeit als Taxifahrer und ist mehr als zwanzig Jahre her. Und er glaubt, dass er diesen Unfall auch gehabt hätte, wenn er katholisch gewesen wäre und Christophorus vertraut hätte.

»Ich finde Berlin sehr unübersichtlich. Es gibt kein Zentrum, wo man hinget.«

Es freut ihn, dass sie wieder etwas sagt.

»Man muss hier nicht überall hingehen«, sagt er. »Jeder hat sein Viertel.«

»Sind Sie Berliner?«

»Gebürtig? Nein. Aber wenn man eine Weile hier lebt, ist man Berliner – denke ich jedenfalls. Es ist ein Kommen und Gehen.«

»Im Moment mehr ein Kommen, liest man.«

Er lässt den Wagen anrollen.

»Ja, Berlin wächst. Überall wird gebaut.«

»Aber das mit dem neuen Flughafen klappt nicht.«

Sie lächelt wieder.

»Es ist ein Desaster«, sagt er.

Ihr Lächeln im Rückspiegel macht deutlich, dass sie die Bemerkung nicht abfällig gemeint hat, sondern mehr als

Spitze, die dem Gespräch eine fast schon private Wendung gibt. Er sieht es auch in ihren Augen, die durch das Lächeln etwas schmaler, schalkhafter werden. Sie streicht ihre Haare auf der linken Seite hinters Ohr. Vincent weiß jetzt, dass er sie kennt, und der Wunsch, bevor sie seinen Wagen wieder verlässt, herauszufinden, wer sie ist, wird immer stärker. Es ist ein Rätsel, das er lösen muss, weil es ihm sonst keine Ruhe lassen würde.

»Wer weiß, ob der neue Flughafen überhaupt je fertig wird«, sagt er. »Seien Sie froh darüber. Die Fahrt vom südlichen Stadtrand in die Innenstadt wäre länger und weniger attraktiv als von hier aus. Wenn Sie wollen, kann ich Sie am Reichstag und am Brandenburger Tor vorbeifahren. Das wäre kaum ein Umweg.«

»Ein anderes Mal vielleicht.«

Sie fahren an Wohnhäusern vorbei, fünf- oder sechsstöckig, im Erdgeschoss Läden, manche geöffnet, andere noch nicht. Billigläden und Automatencasinos, eine sehr einfache Einkaufsstraße, nicht gerade das, was man Gästen vorzeigen würde, wenn man die Wahl hätte. Nach ein paar Minuten dehnt sich vor ihnen die Spree in einem weiten Bogen nach Osten. Links der Neubau des Hauptbahnhofs mit seinem langen geschwungenen Glasdach, das im Sonnenlicht glänzt wie ein Fluss ohne Bett, rechts das Bundeskanzleramt – schon eher Gebäude, auf die man hinweisen würde.

Als Vincent nach Berlin gekommen ist, gab es den Bahnhof und die Regierungsgebäude noch nicht. Die Stadt war in Ost- und West-Berlin geteilt, und das Spree-Ufer bestand aus Sand, Wachtürmen und Stacheldraht. Im Winter

roch es nach Kohlefeuerungen und Smog, und man kam sich eigenartig wichtig vor, in dieser Stadt zu leben, in der die deutsche Geschichte und der Kalte Krieg so deutlich sichtbar waren. Die Erinnerung daran kann beim Fahren an irgendeiner Straßenecke aufblitzen.

Auf der nördlichen Uferstraße, die es damals noch nicht gab, hat sich ein Stau gebildet. Über den Autodächern schieben sich am Ende der Schlange Transparente von links nach rechts. Eine Demonstration. Das ist nicht ungewöhnlich, erst recht nicht hier in Sichtweite des Kanzleramts. Im Hintergrund schwebt die Kuppel des Reichstagsgebäudes über der Kundgebung.

»Wie lange kann das dauern?«

»Ich nehme an, dass die Demonstranten über die Spree zum Bundeskanzleramt ziehen«, sagt Vincent. »Manchmal sind es nur ein paar Hundert, manchmal hunderttausend. Aber dann hätte ich das vorher mitbekommen.«

»Können wir die Demonstration umfahren?«

»Haben Sie es eilig?«

Sie sieht auf die Uhr.

»Ich werde um halb zehn im Hotel abgeholt.«

»Ich denke, das sollte klappen. Ich glaube nicht, dass der Demonstrationszug sehr lang ist, sonst hätte die Polizei schon die Einfahrt in die Uferstraße gesperrt, um einen Rückstau zu verhindern. Sobald wir durch sind, ist es nicht mehr weit.«

Die Demonstration richtet sich, wenig überraschend zurzeit, gegen die USA und das massenhafte Mithören, Speichern und Analysieren von Telekommunikationsdaten. Auf

einem der Transparente steht »Stop Watching Us!«, auf einem anderen »United *Stasi* America«, wobei die Anfangsbuchstaben der drei Wörter – U, S, A – rot hervorgehoben sind. Dort, in den USA, würde man das Transparent vermutlich nicht verstehen, weil man mit dem Wortspiel *States-Stasi* nichts anfangen könnte.

»Gibt es hier viele Demonstrationen?«, erkundigt sie sich.

»Pro Tag etwa zehn.«

»Tatsächlich? Stört das nicht beim Fahren?«

»Man gewöhnt sich dran.«

Sie betrachtet die Transparente.

»Ich habe ein paar Jahre in den USA gelebt.«

»Ich war noch nie dort«, sagt er. »Wie ist es?«

»Wie in einer Diktatur habe ich mich nicht gefühlt.«

»Sie meinen, es ist unpassend, die USA mit dem Überwachungsregime der DDR zu vergleichen?«

»Ehrlich gesagt, ja.«

»Wann waren Sie dort?«

»In den Neunzigern. Das ist natürlich eine Weile her.«

»Was haben Sie gemacht?«

»Studiert.«

»Studiert ...« Und dann fügt er, ohne darüber nachgedacht zu haben, hinzu: »... an der Ostküste, nicht wahr, da wollten Sie jedenfalls hin, glaube ich ...«

Sie schweigt verblüfft und sagt dann: »Woher ...?«

Er dreht sich um und sieht sie zum ersten Mal direkt an. Er weiß es jetzt. »Ich glaube, wir kennen uns ...« Und auf einmal ist ein Name da: »Jule ...?«

Es dauert ein paar Sekunden, bis sie sich auf die un-

erwartete Situation eingestellt hat. Sie sieht ihn verunsichert und fragend an. Sie sucht in seinem Gesicht nach der Lösung dieses Rätsels und findet sie schließlich.

»Vincent ...?«

Er hat sich also nicht geirrt.

»Nicht zu fassen«, sagt er.

Sie schüttelt den Kopf.

»Das ist Ewigkeiten her. Wann war das?«

»Kurz nach dem Mauerfall.«

Eine junge Frau, die in einem Korbessel in einem Wintergarten sitzt und liest. Sie trägt eine graue Strickjacke, und ihr Blick ist auf die Buchseiten gerichtet. Sie kaut beim Lesen auf einer Haarsträhne herum. Sie sieht ein wenig brav aus. Ihre Füße sind auf einen dunklen Holzhocker gestützt. Sie trägt eine hautfarbene Strumpfhose, ihr Rock ist hellgrün. Als sie aufsieht, weil er hereinkommt, treffen sich ihre Blicke. Ihre Augen werfen ihn um ...

Der Ton einer Hupe reißt Vincent aus der Erinnerung. Es geht weiter, der Stau löst sich auf. Er dreht sich nach vorn und lässt den Wagen anrollen. Auf der Brücke bewegt sich das Ende des Demonstrationzugs weiter Richtung Regierungsviertel. Die Polizisten, die den Demonstranten die Straße freigehalten haben, ziehen ab, um die nächste Kreuzung zu sichern. In ihrer Mehrzahl sind Demonstrationen zu einer kultivierten Angelegenheit geworden. Vincent hat sich schon lange nicht mehr an einer beteiligt. Immerhin weiß er jetzt wieder, dass er Jule nach einer Demonstration an einem kalten Wintertag kennengelernt hat. Vielleicht wäre er ohne die Anti-NSA-Kundgebung nicht dahintergekommen.

Er biegt nach links in die Reinhardtstraße. Von hier aus sind es nur noch zwei Minuten bis zum Hotel.

»Wie geht es ...«, er zögert eine Sekunde und entscheidet sich dann für Du, »... dir denn?«, sagt er.

»Gut«, sagt sie. »Gut.«

»Ja, natürlich. Sieht man.«

Eine dumme Bemerkung.

»Und dir?«, fragt sie.

»Es läuft ... doch ... ja ... «

»Na klar ... sehe ich ... Bei mir auch ...«

Was für ein Gespräch.

»Familie, Kinder ...?«, fragt er.

»Ja ... natürlich ... und du? Hast du Kinder?«

»Eine Tochter.«

»Das ist toll. Eine Tochter passt zu dir. Finde ich ...«

»Ach ja?«

»Also stimmt, das war jetzt keine so fundierte Bemerkung«, lacht sie.

»Doch ... Du hast recht. Ich habe mir immer eine Tochter gewünscht. Da wusste ich allerdings noch nicht, was es bedeutet, eine zu haben. Hast du eine Tochter?«

»Zwei Söhne.«

»Zwei, gut ... *Ein* Kind verwöhnt man zu sehr ...«

»Zwei auch ...«

Der Wagen nähert sich dem Hotel. Es geht jetzt alles schnell, zu schnell für das, was es vielleicht zu sagen gäbe. Sie haben sich mehr als zwanzig Jahre – genau genommen sind es schon fünfundzwanzig, stellt er fest – nicht gesehen, und gerade weil das so ist und die Zeit dazwischen für sie keine

Bedeutung hat, scheint es ihm, als wäre ihre Begegnung erst gestern gewesen, als hätte es die seither vergangenen Jahre nicht gegeben, nicht für sie, nicht für die Erinnerung, an die sie beide anknüpfen. Es ist frappierend. Gestern noch sind sie jung gewesen.

»Wir sind da«, sagt er und hält an. »Dir bleibt noch genug Zeit, bevor du abgeholt wirst.«

Sie nickt und greift in ihre Handtasche.

»Was bekommst du?«

Das kann er auf keinen Fall zulassen, er wird kein Geld von ihr nehmen. »Ich bitte dich.«

»Das geht nicht«, sagt sie.

»Wieso nicht?«

»Du kannst mich nicht umsonst durch die Stadt fahren«, protestiert sie.

»War schön, mit dir zu reden.«

Sie schüttelt entschieden den Kopf. »Ich zahle nicht selbst. Es ist mein Arbeitgeber, den du beschenken würdest. Wozu?«

»Ist das wahr?« Das ändert die Sache, aber angenehm ist es ihm nicht, denn trotzdem wird sie es sein, die ihm das Geld gibt.

»Wie viel bekommst du?«

Er stellt die Quittung aus und nimmt das Geld. Alles andere wäre Unsinn, das ist ihm klar, sie sind keine zwanzig mehr. Dann, nachdem er ihren Trolley aus dem Kofferraum genommen hat, stehen sie voreinander. Einen Moment lang versucht er, ihr Gesicht mit dem in seiner Erinnerung, die aber undeutlich ist, in Übereinstimmung zu bringen. Es ist

unwahrscheinlich, dass sie sich noch einmal wiedersehen werden. Es ist die zweite Begegnung in ihrem Leben, zu der es ja immer kommen soll, wie es heißt, aber damit wohl auch die letzte.

»Wann fliegst du zurück?«

»Morgen.«

»Hättest du Zeit für einen Kaffee?«

»Eigentlich ... Zwischen drei und vier. Geht das?«

»Hier?«

Sie nickt, umfasst den Griff des Trolleys und geht ins Hotel. Vincent sieht ihr nach, und nachdem sie im Hotel verschwunden ist, steigt er wieder in seinen Wagen. Das ist einer der Vorzüge des Taxifahrens: Er ist in seinem Tagesablauf frei. Er braucht sich keine Gedanken über Termine oder sonstige Verpflichtungen zu machen. Er kann sich, wann immer er möchte, zu einer Tasse Kaffee verabreden. Das kann nicht jeder in seinem Alter von sich behaupten. Auf eine bestimmte Weise gehören die Tage alle ihm.